

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 4 (1948)
Heft: 6

Artikel: Urseli und der Lautwandel
Autor: Sommer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bleibt stets der gleiche, erscheine er nun auf der Visitenkarte mit „ei“, „ey“, „ai“ oder „ay“.

Einige nützliche Winke für die Einübung der Selbstlaute:

Bilde sie — jeden an dem ihm zukommenden Platze — möglichst vorn und

1) laß sie auf dem Ausatemungsstrom vom federnden Vorderzungenrücken her hinausschweben. (Nicht oft und eindringlich genug kann betont werden, daß alle Vokale zungenruhende Laute sind, daß bei ihnen also der — auch für die richtige Federung der Vorderzunge nötige — Anschluß an die Hinterwand der untern Schneidezähne unbedingt gewahrt sein muß.)

2) Arbeite nicht auf große Lautstärke hin (sie hat leicht Verkrampfungen im Gefolge und kann der Stimme schaden), sondern auf einen schönen, runden und reinen Vokal mit großem Klang. Dazu verhilft eine etwas monotone, fast gesanghafte Lautgebung. (Übertreibungen beim Üben werden sich beim Sprechen immer wieder ausgleichen.)

3) Übe die Selbstlaute mit vorgeseztem Mittlaut als Klangöffner und schnell von diesem auf den Vokal übergehend. Besonders eignen sich F, P, J und M dafür. Die der Lage der Vokale entsprechende und demgemäß zu empfehlende Reihenfolge ist: pa, pe, pi; po, pu; pä, pö, pü; pei, peu, pau. Sie ist in wechselnder, aber immer bewußt durchgeführter Gliederung und mit entsprechender Atemführung zu üben (also z. B. je bis zum Strichpunkt für sich in einem Atem, oder zwei und zwei Gruppen, oder auch alle vier zusammengefaßt). Hand in Hand mit solch rhythmischem Durchhalten geht eine Beherrschung des Atemstroms und damit im Sprechen die einwandfreie Behandlung der Wortblöcke mit ihren verschiedenen Längen.

Anlautend („Aare“, „oben“ usw.) sind die Vokale immer, auch nach Vorsilben (z. B. „er'innern“, „Ber'ein“, „be'arbeiten“) neu und bestimmt, aber weich einzusetzen. (Schluß folgt)

Urseli und der Lautwandel

Urseli ein sprachliches Vorbild zu nennen, wäre reichlich übertrieben (sie ist auch sonst keins: für gewöhnlich wird aus dem wilden vier-einhalbjährigen Bengelchen erst zur Schlafenszeit ein zartes blondes

Engelien). Gar so schlimm wie vor Monaten, als sie zu uns ins Haus geschneit kam und nach der tröstlichen Mitteilung der Leiterin eines Rückwandererlagers noch nichts konnte als in krausen Worten schimpfen, steht's zwar nicht mehr um ihre Sprachkünste. Doch schütteln die Nachbarn zu ihren drolligen Tiraden immer noch den Kopf, und auch uns gibt Urselis Sprachgemenge — angestammter hochdeutschähnlicher Satzbau und neuermorbenes berndeutsches Wortgut — immer wieder Rätsel auf. Ohne die oft zufallsbedingte Hilfe des Anschauungsunterrichts hätte sich mancher ihrer Sprachbrocken überhaupt nicht „heimweisen“ lassen. Oder wissen Sie etwa, was ein „Pumpum“ ist? Erst als die Kleine in einer Schublade Mottenschuktabletten erspähte und mit einem wahren Triumphgeheul als „Pumpum“ begrüßte, ging uns ein Licht auf, warum diese Dinger in ihrer Vorstellungswelt einen solch bedeutenden Raum eingenommen hatten: Bonbons!

Indes förderte Urselis Gezwitscher mit der Zeit einige Besonderheiten zutage, die sich bei näherem Zusehen als Parallelen zu gewissen Gesetzmäßigkeiten des deutschen und des mit ihm verwandten Sprachgebrauches herausstellten. Erscheinungen, die sonst selten anders als in den fertigen Ergebnissen einer abgeschlossenen Sprachentwicklung sichtbar werden, ließen sich dergestalt unmittelbar in ihrem Entstehen — durch den Mund eines Unmündigen — beobachten.

„Sämänteli binde“, bittet die Kleine, wenn's zum Essen, dem wichtigsten Geschäft des Tages, geht; sie möchte viel „Feilisch“ haben, aber wenig „Dähöpfel“. Gelegentlich kommen die Wörter ohne Nachhilfe richtig heraus: Äßmänteli, Fleisch, Hä[r]döpfel. Essig macht sie zu „Echiß“, Güetsele zu „Güsteli“. Was Urseli sich hier leistet, hat die Sprache in vielen Ausdrücken (Lautumstellung oder Metathesis) längst gutgeheißen; man denke etwa an raspeln (französisch râper) und raspeln, hinab und abhin („abbhi“), umher und herum, hindurch und „düre“, „dure“, an durch und englisch through, fürchten und fright, an den Bernstein, der eigentlich Brennstein heißen müßte, an Bord (blackboard) und Brett uff.

Wenn unsere Kleine weiter durch Auslassung von Lauten im Wortinnern oder durch „Köpfen“ und „Schwanzabschneiden“ gewaltsame Vereinfachungen an den Wörtern vornimmt — der Pullover heißt „Pover“, Spaghetti werden zu „Spatti“, das Papier zu „Pier“ —,

so ergänzt sie eigenmächtig die Reihe der allgemein anerkannten, wenn auch meist nicht mehr als solche erkannten Kurzformen: Albe (einstmals) ist entstanden aus alwë[ge]n, elf aus einlif; Frick kommt von Friedrich, Luz von Ludwig; Glaus, Klee, Klay, Kleeb usw. von Niklaus. Im Holländischen ist Bruder zu broer, nieder zu neer, wieder zu meer geworden.

„Geg hab ich ch[e]nuch.“ Mit diesem „geg“ für jetzt beschreitet das eigenwillige Kerlchen den der allgemeinen Regel entgegengesetzten Weg. Häufig verwandelt sich nämlich g in j (oder y): gumpe (hüpfen) taucht im Englischen als jump wieder auf (davon abgeleitet der Sumper); gähnen als yawn; Garten und jardin sind als Zwillinge leicht erkennbar. Die alte Gippe, ein Männerkleid (mit Bedeutungsverschiebung it. giuppa, franz. jupe) ist zur Joppe geworden; dem schweizerdeutschen gäch, gäai entspricht hochdeutsches jäh, dem Teps Gips. Goethe, Voß und andere sagten noch gäten statt jäten. — Immerhin gibt es auch Beispiele nach Urselis „geg“-Manier. Aus dem altdutschen jēsen, schweizerdeutsch jāse, ist in der Hochsprache gären geworden; statt von Jenff wie unsere Vorfahren sprechen wir von Genf.

Das seltsamste Stück an Lautveränderung präsentiert unsere Sprachkünstlerin, wenn sie gelegentlich ch in f umwandelt (abgesehen davon, daß sie nach holländischer Art g zu ch verschiebt: chenuch = genug; chäll = gäll, auch Geld; Spys Chott, tränk Chott . . .). Da kann sie von den Räcklein, die so „spizegi Ohrli“ und „sidedegi Höörli“ haben, behaupten: „Sie schlaffen ums Hüsli und packe die Müüsli . . .“ Oder der „Pauf“ (Bauch) tut ihr weh — vielleicht weil sie zu viel Hä[r]döpfelstoffs (= stock) gegessen hat. So sonderbar ein solcher Lautwandel tönen mag, — die Sprache hat in vielen Fällen Urselis Methode vorweggenommen. Die Reibelaute ch und f stehen eben in naher Verwandtschaft zueinander; dies wird besonders deutlich dann, wenn ihnen der Verschlusslaut t folgt (wobei cht grundsätzlich dem norddeutschen, ft dem süddeutschen Sprachgebiet zugehört). Nebeneinander stehen z. B. Schachtelhalm und Schafelhalm, Schacht und Schaft; lichten (die Anker l.) und lüften (ein Geheimnis, den Schleier), der List (immer im Sinne von heben); Luft und holländisch lucht; achten („der Kapitän ging achten“) und After, englisch after(wards); stechen und Stift, sacht und sanft, engl. soft. Wichtlach im Aaretal heißt mundartlich Wistrech, das

luzernische Hochdorf (nach Paul Dettli, Ortsnamen S. 40) Hoftere. In verschiedenen Fällen hat die norddeutsche *cht*-Form den Sieg über die oberdeutsche Konkurrentin davongetragen: Aus Nistel ist Nichte geworden, aus ehaft oder est echt; siften, ein Wort, das in der Bedeutung von sieben allerdings noch da und dort in der Schweiz lebendig sein soll (Idiotikon VII, 370), ist durch sichten ersetzt, swiften (beruhigen, swift = ruhig) beschwichtigen. In gleicher Weise ist das mittelhochdeutsche *geruofte*, *gerüefte* (Rufen, Geschrei) verschwunden; unter dem Einfluß niedersächsischer Rechtsquellen sind — mit neuer Sinndeutung — die Ausdrücke Gerücht, berüchtigt, anrüch[t]ig, ruch[t]bar in Schriftsprache und Mundarten eingedrungen.

Daß, wie im „Fall Urfeli“, die Lautverschiebung *ch*=*f* auch ohne den Einfluß des nachfolgenden *t* eintreten kann, beweisen verschiedene Beispiele. In den bernischen Mundarten kommen nebeneinander die Adverbien *ueche*, *uche* und *ufe* vor; dem hochdeutschen Wort *Tucharte* entspricht das mundartliche *Tuferte*; der Name des Bündnerdorfes *Tuf* bedeutet *Toch*; *tauchen* und *taufen* haben die genau gleiche Wurzel. Zu *schleike* (berndeutsch *schleipfe*) gehören *Gschleipf*, *Geschleif*, *Schliif* (gute Schlittelbahn). Die *Schafmatt*, ein früher starkbegangener Juraübergang, erinnert zu Unrecht an *Schafe*: alte Namenformen (1363) zeigen, daß es sich eigentlich um eine *Schachmatte* handelt. Das Gehöft *Kalchmatt* in Niedermangen bei Bern heißt im örtlichen Sprachgebrauch neben *Chauchmatt* auch *Chaufmatt*. Einzelne Entsprechungen, bei denen man wohl an Stelle des heute als *f* gesprochenen *g* (*h*) eine lautliche Zwischenstufe *ch* nach holländischer Art annehmen darf, finden sich im Englischen: *lachen* ist zu *laugh*, *ruch* (rauh) zu *rough* geworden.

Doch „*chenuch*“ der Theorie. Wir haben uns ohnehin schon weit genug entfernt vom unbeschwerten Daseinsbereich des quecksilbrigen Menschleins, das zu diesen Zeilen den ungewollten Anstoß gegeben hat.

Hans Sommer

Das Sprachenrecht der Schweiz *

Juristische Fachkreise haben diese Dissertation als wichtigen und wertvollen Beitrag zur schweizerischen Verfassungsliteratur bezeichnet.

* Das Sprachenrecht der Schweiz. Von Zyrill Hegnauer. (Heft 3 der „Studien zur Staatslehre und Rechtsphilosophie.“) Verlag Schulthess & Co. AG., Zürich, 1947. Kart. 6 Fr.